

# Manifeste in der Peripherie

Die Planung von Grosssiedlungen in neu erschlossenen, zum Stadtzentrum peripher gelegenen Gebieten war in der Nachkriegszeit eine wichtige städtebauliche und architektonische Aufgabe. Beispielhaft zeigen Aargauer Projekte die ursprünglichen Überlegungen bei der Projektierung solcher Siedlungen, ihre Qualitäten sowie aktuelle Fragen zum Umgang mit diesen Manifesten in der Peripherie. **Isabel Haupt, kantonale Denkmalpflege Aargau**

Der Glaube an unbeschränktes Wachstum prägte bis zur Erdölkrise 1973 den Umgang mit unserer Umwelt. Zum wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit trug dabei massgeblich der Wohnungsbau bei. Die Nachfrage am Wohnungsmarkt wuchs nicht zuletzt aufgrund höherer Einkommen und den damit verbundenen veränderten Wohnansprüchen. Zwischen 1952 und 1972 verdoppelte sich der umbaute Raum in der Schweiz, wozu Siedlungsbauten neuen Typs einen wesentlichen Beitrag leisteten. Der Aargau mit seinen Industriestandorten, seinen reizvollen Gegenden nahe bei Basel, Zürich und Bern sowie seiner abwechslungsreichen Topografie bot Raum für unterschiedlichste Siedlungstypen und die Erprobung verschiedener städtebaulicher Leitbilder. Die Bandbreite reicht von der Zonenplanung für das Wiggerfeld in Zofingen (Hans Marti, 1955/56) über die 1958 vorgetragene Utopie einer Haldenstadt und den daraus resultierenden Terrassensiedlungen zur Brown-Boveri-Wohnsiedlung «In den Wyden» in Birr (1962–1966, Charles-Edouard Geisendorf und Robert Winkler) – und nach der Verabschiedung des Bundesgesetzes über Wohnbauförderung 1965 – bis zum Ortsplanungswettbewerb für Dättwil/Baden 1967 mit dem Siegerprojekt von Metron und der Planung für Spreitenbach 1971. Prägnante Grosssiedlungen der 1970er-Jahre sind u. a. die Wohnüberbauung Telli in Aarau (1972–1991, Marti und Kast; Aeschbach, Felber und Kim), die Webermühle in Neuenhof (1975–1984, Steiger und Partner), die ursprünglich R 1000 genannte Siedlung Augarten bei Rheinfelden (1971–1976, Wendel Gelpke und Hans Düby) sowie die Siedlung Liebrüti bei Kaiseraugst (1972–1978, Schachenmann und Berger).

## «Achtung! der Aargau»

Neben verkehrstechnischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Überlegungen spielt bei fast allen Neustadtphantasien das Terrain eine wichtige Rolle bei der Wahl der Siedlungstypologie. Für Experimente im Aargau bot sich das Terrassenhaus geradezu an, dessen Prototyp Fritz Stucky und Rudolf Meuli 1957–1960 in Zug geschaffen hatten. 1958 stellte der junge Architekt Hans Ulrich Scherer, dem als ETH-Student ein Verweis für die Verbreitung der Broschüre *achtung: die schweiz* erteilt worden war, gemeinsam mit Kollegen in der Ausstellung Brugg 2000 eine utopische Regionalplanung für die Aargauer Stadt am Fuss der östlichen Jurahügel vor. Die Jünger von Max Frisch, Markus Kutter und Lucius Burckhardt schlugen u. a. vor, die bislang als Bauland nicht geschätzten Steilhänge des Bruggerberges für terrassierte Bauten zu nutzen und hier eine Haldenstadt zu entwickeln, die zum Teil der Stadtlandschaft werden sollte: «An den Hängen ganz

im Grünen die Siedlungen: wie ein Rebbberg terrassiert der Bruggerberg (...).» Ein Vorschlag der laut dem Soziologen Burckhardt «weit über Brugg hinaus für das ganze schweizerische Hügelland von Bedeutung sein sollte». Scherer war die im Terrassenhaus mögliche Konzentration der Bebauung weniger ein ökonomisches, denn ein soziales und städtebauliches Anliegen, mit dem er der Zersiedelung des Mittellandes entgegenzutreten wollte. Architektonisch sah er die Möglichkeit, mit einer diagonalen Schichtung von Bauvolumen Zwischenräume zu gestalten und mit den Treppen und schmalen Gassen urbane Qualitäten der Altstadt zu transformieren, anstatt vornehmlich Fassaden zu gestalten. Die Architektengruppe um Scherer, das team 2000, konnte 1959–1963 die Terrassensiedlung Burghalde in Klingnau verwirklichen, in der Scherer selbst zwei Jahre wohnte. Vom ursprünglichen Projekt wurde zwar nur eine Doppelrispe mit je sieben Häusern verwirklicht, den Architekten wurde die Siedlung dennoch «zu einer Art fragmentarischem Manifest». Als Fragment der visionierten Haldenstadt und als Weiterentwicklung der Klingnauer Siedlung lässt sich die Terrassensiedlung Mühlehalde in Umiken bei Brugg verstehen, die das team 2000 in Etappen 1963–1971 verwirklichte. Bei dieser wohl berühmtesten Aargauer Terrassensiedlung sind die Zwischen- und Verkehrsräume sorgfältig geplant, Gartenhöfe entlang der getreppten Gassen dienen als Kinderspielplätze, und die Erschliessungsachsen werden nachts durch Lichtspiele belebt. Die über alle Etappen einheitliche Materialverwendung – insbesondere die Wände aus Sichtbeton, die materialsichtigen Holzfenster und die Spenglerarbeiten in Kupfer – garantieren eine harmonische Gesamtwirkung. Den ihr als Vision zugrunde liegenden grossen Massstab haben diese Terrassensiedlungen nie erreicht, die Hänge des Bruggerberges sind heute dennoch mit Siedlungen unterschiedlicher Qualität terrassiert – nur «ganz im Grünen» sind sie schon lange nicht mehr.

## Die Grosssiedlung: Lebensraum für Tausende

Der grosse Wurf im grossen Massstab wurde im Aargau nicht mit Terrassensiedlungen realisiert, sondern mit Grosssiedlungen wie der Telli in Aarau. Hier wurde mit einem Wettbewerb 1970/71 für ein 200 000 m<sup>2</sup> grosses Gebiet, das rund einen Kilometer nordöstlich des Zentrums am Stadtrand liegt, ein Richtprojekt ermittelt, das zur Grundlage für die Zonierung wurde. Die Grundeigentümerschaft war bunt gemischt, neben Einwohner- und Ortsbürgergemeinde sowie Kanton besass die Firma Horta Holding AG einen Löwenanteil. Insofern erstaunt es auch nicht, dass die Generalunternehmung Horta, die sich aus dem Betrieb des ursprünglich auf die Fabrikation von Küchen und Schränken spezialisierten Küttiger Zimmermanns Josef Wernle



Michael Harak

Die Wohnüberbauung  
Telli in Aarau (1972–  
1991, Marti und Kast)

Le quartier Telli à  
Aarau (1972–1991,  
Marti et Kast)

entwickelt hatte, festlegen konnte, dass der von ihr entwickelte Wohnungstyp «Rastel-Granit» als rationell fabrizierte Einheitswohnung für die 4500 neuen Bewohner – dies bedeutete einen Wohnungszuwachs um einen Viertel der Einwohnerzahl von Aarau – verwirklicht werden soll. Den Wettbewerb entschieden der schon in die Vorgeschichte der Planung involvierte Hans Marti und sein Büropartner Hans Kast für sich, den Aarauser Architekten Aeschbach, Felber und Kim wurde in Anerkennung für ihren

*«Bei jeder Siedlung ist die Festlegung einheitlicher Gestaltungs- und Materialisierungskonzepte für die schonende Reparatur und für Modernisierungsmassnahmen grundlegend»*

Wettbewerbsbeitrag das Punkthochhaus übertragen. Die erste Wohnzeile mit 417 Wohnungen wurde bereits 1971/72 errichtet, eine zweite 1973/74 und eine dritte ab 1979. Heiss diskutiert wurde später, ob auch die letzte Etappe, die schliesslich 1987–1991 realisiert wurde, dem ursprünglichen Plan folgen sollte; man entschied sich dafür. Die derart entsprechend der ursprünglichen Planung verwirklichte Grossüberbauung ist nach dem Vorbild deutscher und englischer Satellitenstädte eine Sied-

lung mit eigenem Zentrum inklusive Einkaufsmöglichkeiten und Kindergärten. Der Naturbezug spielt im Kleinen wie im Grossen eine Rolle: Die Parkierung und sogar die Strassenführung für den motorisierten Verkehr erfolgen unterirdisch, sodass die bis zu 19 Geschoss hohen Wohnbauten, die mit ihrer Silhouette die Landschaft mit der Jurakette nachzeichnen, grosszügige Grünräume zwischen den lang gestreckten, abgeknickten Zeilenbauten aufweisen. Grünräume, die ebenso wie das nach dem gelungenen Umbau 2012 wieder eröffnete Gemeinschaftszentrum, die Lebensqualität in der Grosssiedlung erhöhen sollen.

#### **Die «Verwendung des bestehenden Wohnungsbaus»**

Bereits Lucius Burckhardt merkte an, dass «unsere grösste Aufgabe (...) nicht der Wohnungsbau, sondern die Verwendung des bestehenden Wohnungsbaus» sein wird. Die Manifeste in der Peripherie stellen uns vor zahlreiche Herausforderungen. Bei jeder Siedlung, die als solche erlebbar bleiben soll, ist die Festlegung einheitlicher Gestaltungs- und Materialisierungskonzepte für die schonende Reparatur, aber auch für Modernisierungsmassnahmen grundlegend. Und Modernisierungen sind gerade bei den Grosssiedlungen der Nachkriegszeit aus den unterschiedlichsten Gründen oftmals nötig. Mit einer Anpassung der Wohnungsstruktur möchte man mancherorts die Sozialstruktur beeinflussen, und es gibt wohl fast keinen Eigentümer, der sich bei einer anstehenden Sanierung nicht um die Verbesserung der Energiebilanz bemüht. Es bleibt zu hoffen, dass angesichts der Grösse des umbauten Raums der sorgfältige Umgang mit den oft sehr qualitätsvollen Zwischen- und Grünräumen, die ein wichtiges Element bei diesen Siedlungsplanungen waren, nicht vergessen geht.